

schichten einen Schutz gegen den Einfluß der Lufttemperatur. Am heißesten Tage des Juli — man bestimmte ihn mit Hilfe einer Art taufendjährigen Kalender — wurde das Loch unter feierlichen Zeremonien geöffnet, der Kiri herausgenommen und in feierlichem Zuge zum Palaste des Schogun in Jeddo gebracht. Natürlich war hierbei höchste Eile geboten, denn bei der in Mittel- und Süd-Japan herrschenden tropischen Hitze hätte das Geschenk seinen Bestimmungsort sonst wohl nur in aufgelöstem Zustande erreicht. Während der Schogun in seinem Palaste den eigenartigen Tribut entgegen nahm, entspann sich in Honoo auf dem Berg der Herrn zu Kaga ein heftiger Kampf. Aus der ganzen Umgebung strömte hier das Volk zusammen, um wenigstens einige Schneeflocken aus dem erwähnten Loch an sich zu bringen; sie galten für glückbringend.

Auf der Suche nach sibirischen „Mumien“

Das „Amerikanische Naturgeschichtliche Museum“ plant für dieses Jahr eine umfangreiche Forschungsreise nach dem nord-östlichen Sibirien und den Aleuten. Die unter Führung des Forschers Harold McCracken stehende Expedition hat die Aufgabe, nach „Mumien“ mongolischer Urbewohner, die zugleich auch als die ersten Bewohner des nördlichen Amerika angesehen werden, zu suchen. Diese Mumien, von denen vor einigen Jahren Dr. Dall vom „Smithsonian Institut“ erstmalig berichtete, sind älter als die ägyptischen, aber, abweichend von diesen, von der Natur selbst präpariert. Sie ruhen in Höhlen und zwar, wie man annimmt, seit tausenden von Jahren, möglicherweise seit dem Ende der letzten Eiszeit. Die ersten Bewohner dieser kalten Gegenden pflegten die Leichen der Verstorbenen nicht zu begraben — was bei dem meist hart gefrorenen Boden auch recht schwierig gewesen wäre, sondern in Höhlen beizusetzen. In einigen dieser unterirdischen Grabkammern sind nun die atmosphärischen Bedingungen derart, daß die Körper ausgetrocknet und in natürlichem Zustande erhalten, gleichsam versteinert werden. Spätere Siedler ließen die Mumien wohl aus abergläubischer Scheu, unangekostet. Diese Furcht ging so weit, daß niemand auch nur in der weiteren Umgebung der Mumien wohnen wollte. Es ist nur ein einziger Fall bekannt, wo versucht wurde, eine derartige Mumie fortzuschaffen. Ein schwedischer Fischer lud sie in sein Boot, um sie nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Man hat von ihm und seinem Fahrzeug nie wieder etwas gehört; dieser Vorfall befestigte die Eingeborenen in ihrem Aberglauben. — Aufgabe der Expedition ist ferner eine eingehende Erforschung von „Kaiser Nikolaus II.-Land“, einer Insel unbekannter Größe nördlich von Kap Tscheljuskin. Auch die wirtschaftliche Lage und die Entwicklungsmöglichkeiten des Raufschaffs sollen näher untersucht werden, wozu die Sibirische Regierung bereits ihre Einwilligung gegeben hat. Des weiteren hofft man zahlreiche, in den meisten Museen noch nicht vertretene Tiere und Pflanzen zu erbeuten, wie das sibirische Schaf, den sibirischen Grizzly, seltene Eich- und Seeotter-Arten und die eigenartige Wandrohe. — Für die Anfangs April aufbrechende Expedition sind sechs bis sieben Monate vorgeplant.

Der fliegende Fuchs

Der fliegende Fuchs ist eine Art Fledermaus und lebt in Australien. Er schläft des Tages und geht des Nachts auf Raub aus. Seine bemerkenswertere Eigentümlichkeit liegt darin, daß er wachend und schlafend nicht fliegt, liegt oder steht, sondern hängt, mit den Füßen an einem Zweig geklemmt und mit dem Kopf nach unten. Wenn er frißt, hängt er an einem Weine und braucht das andere wie eine Hand, um sich die Frucht zu brechen und sie zu halten. Wenn der fliegende Fuchs schläft, so wickelt er die lebernen Flügelhäute um sich herum, wie etwa eine Dame ihr Umhangsgewand. Sie messen von dem Ende der einen Flughaut zu dem der anderen vier bis fünf Fuß. Bei seinem nächtlichen Schmaus gestört, schlägt er mit diesen Häuten um sich. Die fliegenden Fische verraten übrigens ihre Anwesenheit ebenso durch ein eigenartiges Geräusch, wie durch den sonderbaren Geruch, welcher ihnen beigemengt ist.

Des Morgens ziehen sie sich in ein entlegenes Gehölz zurück, um ihre Raubzüge bei-

Eintritt der Dunkelheit aufs Neue zu beginnen. Der fliegende Fuchs oder auch fliegender Hund genannt, lebt ausschließlich von Früchten und Honig haltenden Blüten und ist ein seiner Obstkenner und Feinschmecker. Gerade das macht ihn so schädlich, daß er von hundert Früchten, die er pflückt, neunundneunzig zum Kot und verwirft und kaum eine reif und wohlgeschmeckend genug erachtet, um sie zu verpeisen. Ein Besuch dieser Tiere, die stets plötzlich und massenweise auftreten, ist gleichbedeutend mit dem vollständigen Verlust der Obstternte. In einem Bericht eines Mitgliedes einer Gesellschaft, die sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Hunter-River-Distrikt zur Bekämpfung dieser Räuber in ihren Schlupfwinkeln gebildet hatte, heißt es: „Als wir die ziemlich steile Seite des Berges hinabstiegen, sahen wir die Bäume in einem Umkreise von mehreren Meilen schwarz von fliegenden Fuchsen, und die größte Hälfte unserer Jagdgesellschaft begann die Jagd. Nach einer Viertelstunde des wilden Blutbades gewahrten wir zu unserer Bestürzung, daß sich die ganze Masse in fliegende Bewegung setzte, und ein wunderbarer Anblick war das. Das Gehölz war etwa eine halbe Meile lang, und keine ganze Länge und Breite war eine einzige Wolke fliegender Fische. Einen Begriff von diesem Gemühe zu geben, fehlen mir die Worte. Mäßig veranschlagt, konnten die Fische nicht weniger fein als fünfzigtausend, doch glaube ich, das Doppelte dieser Zahl würde der Wahrheit näher kommen.“

Am Ausguck

Die See-Elefanten von Guadelupe.

Zweihundert Kilometer von der niederholländischen Küste entfernt liegt die Insel Guadelupe, den Tierfreunden bekannt als Heimat der letzten auf der nördlichen Erdhälfte vorkommenden See-Elefanten. Die einst auf hunderttausend Tiere geschätzte Herde ist infolge der Nachstellungen sehr zusammengeschmolzen und zählt heute wenig mehr als fünfzig Köpfe. Des von den Tieren in großen Mengen gewonnene Öl machte sie zu einer begehrten Beute der Robbenjäger. Der See-Elefant unterscheidet sich von anderen Säugetieren dadurch, daß er nicht wie diese sein Haarleid wechselt, sondern die oberste Hautschicht abwirft, die sich in langen Streifen abschält. Die neue Haut auf dem rauen, gerissenen Rücken ist hellrosa, im übrigen ist das Tier grau. Die blaue Schnauze, der „Rüssel“ erreicht bei ausgewachsenen Männchen eine Länge von vierzig Zentimetern. — Auf Veranlassung des Präsidenten Obregon hat die mexikanische Regierung die Insel Guadelupe zum Naturgeschichtsgebiet erklärt, um die letzten Vertreter einer hochinteressanten Tierart vor dem Untergang zu bewahren. Jede Landung auf der Insel ist heute verboten, und innerhalb eines Küstentreffens von fünf Kilometern Breite darf keine Kugel geschossen oder gefangen werden. Schwere Strafen drohen dem Übertreter dieser Bestimmungen. Die Regierung nimmt es mit dieser Angelegenheit so ernst, daß sie sogar ein Kanonenboot eigens in diesen Gewässern stationiert hat, um ihren Vorschriften größeren Nachdruck zu verleihen.

„O Strahburg, o Strahburg!“

Bei den Hafenbauten in Strahburg soll jetzt auch das „Brunnwasser“ am Südrand des Polygons, jenes alten Strahburger Exerzierplatzes zugeschüttet werden. — Damit wird gewissermaßen ein Museum begraben, das als solches allerdings niemals gemietet wurde. Schon unter den französischen Königen und noch in den ersten Jahren nach dem Kriege 1870-71 wurde am Brunnwasser sowohl von der Artillerie als auch von der Infanterie idyllisch geschossen, und dabei fiel manche Kugel in das Wasser, wo sie natürlich bis auf den heutigen Tag liegen geblieben ist. Würde man das Brunnwasser ausbaggern, so erhielte man eine Schatzkammer, die ein fast lückenloses Bild einer Jahrhunderte langen Entwicklung der Geschütztechnik bieten könnte.

Die Bajutos bewaffnen sich gegen die Weißen!

Seit Jahren ist in der Südafrikanischen Union ein einträglicher Schmuggel mit Schießwaffen im Gange. Der Handel hat derartig beängstigende Formen angenommen, daß er endlich auch die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hat. Die Bajutos, die im Westen Natal ein reservatartiges Gebiet,

das Basutoland, bewohnen sind Käufer für alle Arten von Schießwaffen. Sie zahlen für ein Enfield- oder Mausergewehr mit hundert Patronen, das bei uns etwa achtzig Mark kostet, fünf Ochsen oder vierzig Schafe im Gesamtwerte von rund fünfhundert Mark. Der Gewinn für die Schmugler ist demnach sehr groß und reizt immer neue „Händler“ zum Geschäft. Die Regierung hat zwar auf den Waffenschmuggel eine Strafe von zehntausend Mark oder von zwei Jahren Gefängnis gesetzt, aber die große Ausdehnung der Grenze und die geringen Polizeikräfte ermöglichen keine gründliche Abhilfe. Die mit der Lage der Dinge vollkommen vertrauten Polizeior-gane sind der Ansicht, daß in den letzten Jahren mindestens vierzigtausend moderne Gewehre ins Basutoland geschmuggelt wurden. Das Merkwürdige an der Angelegenheit ist nun, daß im ganzen Reservat nicht ein einziges Stück jagdbaren Wildes anzutreffen ist; mithin darf angenommen werden, daß die Bajutos die Waffen bei Gelegenheit gegen die Weißen anzuwenden wollen, und man kann der Meinung eines alten Burenführers beipflichten, wonach die Weißen in der Union einst für ihr Leben zu kämpfen haben werden.

Englands eigenartige Millionäre.

Es gibt Millionäre, die haben ihre Reichen und besonderen Steckenpferde. In England zählen zweifellos Sir John Ellerman, Lord Rothemann, Lord Demar und Mr. „Solly“ Joel zu dieser Kategorie von Männern, die, so sollte man meinen, recht sorgenfrei durchs Leben pilgern könnten, wenn... Also da wäre zuerst Sir John Ellerman, der Besitzer zahlreicher Handelschiffe und augenblicklich reichste Engländer, zu nennen. Er veranschlagt im Jahre durchschnittlich nicht mehr als 2000 Pfund Sterling, während er bei seinem jetzigen Vermögen, das mehr als 20 Millionen Pfund beträgt, gestraft, ohne nennenswerten Schaden zu erleiden, etwas mehr „springen lassen“ könnte. Er bewohnt ein kleines Haus in der South Audley-Straße zu London, betreibt die Sportfanterie zu seinem Vergnügen und kümmert sich dennoch wenig um sein riesiges Vermögen. Lord Rothemann ist der typische „selbstgemachte Mann“, der 15 Millionen Pfund und wohnt — eine seltene Vorliebe — in zwei Hotelräumen. Er künste und private Gesellschaften interessiert er sich noch weniger als für sein eigenes Geld. Er verachtet das Geld, zwingt es aber zu sich, da er ein genau so tüchtiger Geschäftsmann ist wie sein Bruder, der vor einiger Zeit verstorbenen Lord Northcliffe, ein gewiegener Journalist und Zeitungsvorleger. Ein eigenartiger Mensch ist auch Lord Demar, der trotz großen Alters „erst“ 5 Millionen Pfund erworben hat. Seine einzige Passion ist das Dichten, und zwar beschäftigt er sich vorwiegend mit der Abfassung von Epigrammen. Wie Lord Rothemann haust er ebenfalls in zwei Hotelräumen. Die Ansicht so vieler Landsleute, „My home is my castle“ scheinen somit beide Lords nicht zu teilen. Und dabei besitzt Lord Demar ein Haus mit einem wunderschönen Garten und märchenhaft schönen Rasen bei East Crinfield. Mr. „Solly“ Joel beschließt den Reigen dieser Millionäre. Er besitzt die „15 Millionen Pfundige“, hat eine Schönheit der Frau, ein prächtiges Haus an der Themse mit einem privaten Schwimmbad römischen Stils. Er füllt seine Gemälder- und Skulpturenkammern vorwiegend mit Stücken, die von Kunstkennern nach Strich und Faden gerissen worden sind.

Weshalb Beethoven sein Alter nicht kannte.

Es ist bekannt, daß Beethoven nicht genau wußte, wann er geboren war und einmal erzählte, als ihm mitgeteilt wurde, daß er schon ein alter Knabe sei. Die Schuld daran trägt sein Vater, der kurfürstlich-kölnische Hofmusiker in Bonn, der eine Reihe von Schülern ausbildete, mit denen er Konzerte gab. Dabei machte der Vater seinen Sohn Ludwig um einige Jahre jünger, als er in Wirklichkeit war. Während er einmal vor dem kurfürstlichen Hofe spielte, gab er sein „Söhnchen“ mit sechs Jahren aus, obwohl dieser in Wirklichkeit bereits acht Jahre zählte. Tatsächlich wußte Ludwig von Beethoven noch als junger Mann nicht, wie alt er war und kannte auch nicht den Tag seiner Geburt. Man hatte immer seinen Namenstag, nicht aber seinen Geburtstag gefeiert. Heute streitet man sich daher noch vielfach über den Tag des Komponisten und gibt den 15., 16. oder 17. Dezember und das Jahr 1770 an. Da der Tag für den kurfürstlichen Hof drei Tage nach der Geburt lag, muß Beethoven drei Tage früher geboren sein.

Verantwortlich: S. Seimelmann. Altena Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 3

Mittwoch, 18. Januar

1925

Spätwinter um eine Heidestadt

Von Kurt Siemers.

In winterlich verträumter Stille fand ich Rotenburg, die kleine Heidestadt zwischen Bremen und Hamburg, die früher eine ungleich gewichtiger Rolle in Händen und Weltläufen gespielt hat als heute.

Zwischen niedrigen Giebelhäusern an breiten Straßen schreite ich hin und sehe den lockeren Schnee glitzernd von den Bäumen rieseln, wenn die Schneeflocken aufsteigen.

Verscheiter Bacholder hebt sich aus der weiten weißen Heide. Tief schwarz rührt ein Wasserlein durch überschnittenes Wiesenland.

Ein Milchmagen mahlt mit leisem Knirschen und Knarren durch den Schnee, denn es ist noch Morgen. Durch eine Straße, die „Am Wasser“ heißt, zieht sich eine vereiste Gracht und Schlitten mit hellenlautenden Pferdchen traben lustig vorüber.

Unter den Giebeln, breit und freundlich, bunt mit Fachwerk durchzogen, klingen die Radentüren in der Hauptstraße, die, wie das ganze Städtchen, böhlich wirkt. Vor den vielen Risthäusern, die man an den Seitengiebeln der Häuser in Rotenburg findet, schimpfen Spaten heidemannig auf den Winter und die Ungunst der Zeiten.

Weiter hinaus, nach dem anderen Ende der Stadt zu, wo fast in jedem Hause ein Viehhändler wohnt, balgen sich die jungen Schäferhunde im zusammengehängten Schnee, daß eine Frau, die mit dem Wassereimer aus einer Haustüre tritt, unmerklich ihre Last halten läßt, als das Rudel der spielenden Hunde gegen sie stößt.

Ich hätte mir diese alte Bischofsresidenz, deren Gründung in Kaiser Barbarossas Zeiten zurückreicht, anders vorgestellt, etwa mit engen und hochbühigen Häusern. Als man zwischen Rodau, Weidau und Wümmen 1196 auf dem Sumpfboden Pfahlroste eintrammte und darauf die alte Bischofsburg erbaute, hatte die Siedlung allerdings ein ganz anderes Gesicht.

Stark und wehrhaft mit ihren roten Ziegeltürmen und Mauern lagte die Burg aus dem Heideboden, und nach der Farbe ihrer Mauern nannte man sie die rote Burg, die dem Städtchen den Namen gegeben hat. Die Bischöfe von Verden bewahrten hier als an der sichersten Stelle ihre Kleinodien und mancherlei Stützpunkte auf. Zeitweilig war die Burg den Herzögen von Braunschweig zu Pfand gegeben worden, bis es Bischof Johann 3. gelang Rotenburg wieder zu erwerben. Er hat übrigens seinen Lebensabend hier verbracht. Man erzählt von ihm, daß er bei seinem hohen Alter wunderbar geworden war und sich schließlich einbildete, wie in seinen Zeiten der Mitternacht durch Hag und Heide jagen zu können. Seine Diener setzten ihn dann in den Rollstuhl und ließen die Jagdmantele in den Saal. Die Hühner bräuten, und die Meute stimmte kläffend in den frühlichen Weidmannslärm mit ein. Dann feuerte der Greis die bellenden Hunde an und nickte zufrieden ein, in dem festen Bewußtsein, am frühlichen Jagen teilgenommen zu haben. Als er 1472 starb, hatte er ein Alter von 82 Jahren erreicht.

Wenig bekannt ist, daß der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber ein Jahr lang zu Rotenburg im Verließ sitzen mußte. Wullenweber war ein Mann aus dem Volke, den die Zeitumstände emporgetragen hatten. Er war es, der in der Sanie die Feindschaft gegen den doppelgüngigen Dänekönig schürte und Dänemark unter hantliche Botmäßigkeit bringen wollte. Tatsächlich wurde 1534 auch die Königsstadt Kopenhagen von den Hansischen

erobert. Leider neigte sich in der Folgezeit das Kriegsglück den Dänen zu. Wullenweber war jedoch nicht der Mann, seine Sache verloren zu geben. Er schmiedete neue Pläne und machte sich auf, um im Lande 6000 Landsknechte gegen die Dänen anzumarchen.

Er schlug alle Warnungen von dem Verbannten Bischof Christof, der sein erbitterter Gegner war, in den Wind. Von Hamburg aus ritt er mit nur zwei Knechten über Burghude un-

erkannt nach Rotenburg. Es war eine rauhe Herbstnacht des Jahres 1535, als er dort einkehrte. Die Chronikschreiber berichten, daß er in der Herberge einen über den Durst getrunken und sich im Rausch gerührt habe, er sei ein mächtiger Bürgermeister im Lübeck gewesen und werde es in kurzem wieder sein.

„So daß es dem Bischof vorgekommen ist, daß er den Vogel da hatte, da er lange noch geäuert.“ Der Bischof ließ sofort das Gasthaus von seinen Dienern umstellen. Der Fremde wurde übermächtig, gebunden und in einen neuen Faden seinen Turm geleitet. Man schmiedete ihn an Hals, Armen und Füßen fest, so daß alle die Schloßherren, die er an den Händen und anderswo hatte, voll Blut gegossen wurden, und daß er elliche Bande um den Leib hatte, in die er eingeklemmet war.“

Ueberschies hatte man ihm 30 000 Gulden Verpflegung für die Landsknechte abnehmen können. Er fand mächtige Fürsprecher, darunter sogar König Heinrich 8. von England. Aber das konnte ihm nicht aus dem harten Gefängnis zu Rotenburg helfen. Man folterte ihn grausam und erpreßte von dem unglücklichen Mann schließlich alle Geldstände, die man wünschte um ihn vernichten zu können. Wo Dämonen, Larven und spanische Stiefel nicht helfen wollten, zog man ihn auf die Folter, d. h. man band ihm die Hände auf den Rücken und zog sie an einer Leiter soweit in die Höhe, bis sie verdrückt über seinem Kopfe standen. Dieses Verfahren wurde mehrmals schnell hintereinander wiederholt.

Trotz dieser Leiden und der Ausförselbarkeit seiner Lage blieb Wullenweber mutig und geduldig. Man hat nachher im heimischen Niederdeutsch, an die Wand geklebt, eine paar Worte Wullenwebers gefunden:

„Kein Dieb, kein Verräter, kein Wiedertäufer auf Erden.“

Win ich niemals gewesen, wils auch nimmer befunden werden.

O Herr Jesu Christi, du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Du wollest Zeugnis von der Wahrheit geben.“

Als Friedensbrecher, Kirchenräuber, Aufwühler, Wiedertäufer und Dieb wurde der aufrechte Mann am 24. September 1537 vor der Stadt Wolsenbüttel enthauptet; sein Leichnam wurde gewürdigt und aufs Rad gekloht. — Burg und Ansiedlung sind in verschiedenen Zeiten und Kriegen oft genug zerstört worden. Daraus ist es zu erklären, daß sich von den alten Bauhöfen nichts mehr erhalten hat. Der Landsknechtsführer Graf Wredow von Wansfelde legte 1547 die ganze Stadt in Trümmer. Als der Bischof, der sich reißig vor seine eigene Residenz gelegt hatte, wieder in den Besitz Rotenburgs gelangte, sah es schlimm genug dort aus. Sechzig grüne Käse, ein paar Tonnen verdorbener Heringe und Klippfisch, das war so ziemlich alles, was sich an Vorräten dort noch vorfand.

Im 30jährigen Krieg hausten die Dänen unumstößlich in dem armen Städtchen. Jedoch trieben es die Kaiserlichen unter Tilly, der hier eine Weile Quartier genommen hatte, um kein Haar glimpflicher.

Auch von den Franzosen haben die Roten-

burger nichts Gutes erfahren. Polen und Franzosen haben das arme Heidenest im Jahre 1813 schrecklich verwüstet und ein Fort errichtet, das schließlich von russischen Truppen erobert werden konnte.

Damals gab es in Rotenburg bereits die auffallend breiten Straßen, die nach dem großen Brande 1769 zum besseren Schutz gegen Feuergefahr angelegt worden sind.

Wie ein hundertunter Silberbogen reihen sich die Historien der Vergangenheit aneinander. Was hat diese kleine Stadt alles erlebt! Man sieht ihr so gar nichts mehr davon an. Wo einst das Schulhaus stand, stehen heute die Bögel im Garten über verfallenen Wällen und Wassergräben. Jetzt, wo aus dem Schnee die Grabkreuze ragen, bietet der Platz um die kleine Kirche mit dem viel älteren Turm ein Bild stillen Friedens...

Eine Wassermühle dreht sich munter. Mitten auf einem Platz des Ortes stehen ein paar grüne 3-geunermögen, mit handlangen Eisropfen, die unter dem Dach glitzern. Jögern tut sich eine Tür auf, und ein Kind mit einem Hunde auf dem Arm klettert vorsichtig die Sprossen hinunter.

Die Apotheke am Wasser, mit einem entzückenden Oberlicht aus Großapfelzweigen, bunt und statisch, ist Rotenburgs schönstes Haus.

Gäßchen klingen. Fäden und Fäden ähnen unter weißer Last. Vor dem Städtchen breitet sich ein Königreich aus Zuckerland und Märchenland, versteinerte Heide, und mitten in diesem weißen Wintertraum grüßt mich noch einmal das bescheidene Rotenburg.

Schildbürgerstreiche in Schwaben

Fast alle Landschaften Deutschlands weisen eine Anzahl von Orten auf, denen Schildbürgerstreiche nachgerühmt werden und die deshalb der Humor des Volkes mit seiner Marke gezeichnet hat. Die eigentliche Wiege dieses opplustigen Roboids scheint in Schwaben gelandet zu haben, und zahlreich sind die Orte, die „Schwabenstreiche“ verübt haben sollen. Da begegnen uns zuerst die Seebtronner, welche „Senferstümmer“ heißen, weil einst der Schultheiß alle Senfen des Ortes zu sich bringen ließ, um durch Antrieben (Schwäbisch: schmecken) herauszubekommen, wer einem der örtigen Bauern heimlich seinen Hans abgekauft habe. Die Kiebingen werden als „Mondfänger“ verspottet. Sie wollten nämlich einmal den Mond im Neckar mit einem Regefangen, und ein anderes Mal sollte er Schweinefleisch als Fülle dienen. Als der Mond ihnen hier wie dort entwich, sie ihn aber gar zu gern gehabt hätten, gebaueten sie ihn mit einer Stange vom Himmel zu fischen, und da sie nicht bis hinauf reichte, sollte sie gestreckt werden. Zwei Mann zogen, der eine an dem, der andere am anderen Ende, bis endlich der Stärkere den Schwächeren niederstieß und mit dem Rufe „Es geht“ allein fortließ, indem er glaubte, daß die Stange sich verlängere. Die Kottweiler sind dadurch zu dem Epitheton „Esel“ gekommen, daß ihnen die Gelächte mit dem Kürbis passiert sein soll, den man für ein Eselstiel hielt, und aus dem der Bürgermeister den Haken ausstrühte. Ein Waler brachte den Schabernack fertig, daß sie den Esel in ihre Stadtfänge bekamen. Er malte ihnen die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten darauf und nahm nur zu dem Esel Oelfarben, zu dem Ueberigen bloß Wasserfarben, die der Regen mit der Zeit abspülte. Die Dornbirner heißen „Gelbfüßer“ weil sie einmal, als bei einer großen Gierlieferung die Körbe

die Eier nicht fassen wollten, sich damit halfen, daß sie in die Körbe sprangen und die Eier zusammenrüttelten. Die meisten Schöberratorien hatten das trave Dorf Ganslofen im Oberamte Göttingen sich angeschlossen. Außer einer Menge anderer Geschichten werden ihm von der Spilllust der Nachbarn, die von dem Storch, zu dessen Vertreibung der Feldhüter der Schöpfung des Getreides halber von vier Mann auf einer Bahre durch das Feld getragen wurde, die von der durch Ueberdachung vor dem Regen geschützten Sonnenuhr und die von der gemalten Brunnenmündung, auf sein Konto geschrieben. Berühmt ist endlich der Spion von Valen. Als diese Stadt einmüht mit dem Kaiser Streit hatte, schickte sie den Pflichten ihrer Bürger aus, damit er das kaiserliche Lager und Heer auskundschaftete. Selbiger Schalkkopf begab sich alsbald zu den Feinden, die er schon grüßte, und denen er, als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, so gleich die beruhigende Versicherung gab, sie sollten nur nicht erschrecken, er wäre bloß der Spion von Valen und wollte sich ihr Lager ein wenig ansehen. Das wurde ihm selbstverständlich gestattet, und aus Dankbarkeit und Verwunderung so großer Klugheit haben die Valener ihm dann einen Platz an ihrer Rathshausur verliehen. Hier war er leibhaftig abgebildet, drehte den Kopf, wie der Perpendikel kam und ging und schnitt dem Publikum Gesicht.

Ein untergegangenes Reich im Stillen Ozean

Selbst in Deutschland dürfte es nur wenigen Menschen bekannt sein, daß sich auf der früher deutschen Karolineninsel Ponape die Ruinen einer großen, uralten Stadt befinden. Baumwerke von gewaltigen Ausmaßen, an die Inkabauten in Peru erinnernd, geben davon Zeugnis, daß hier einst der Mittelpunkt eines großen Reiches gewesen sein muß; die Insel in ihrem heutigen Umfang ist nämlich viel zu klein, um genügend Arbeitskräfte für derartige Anlagen liefern zu können. Professor Macmillan Brown, der Ponape bald nach dem Kriege besuchte und als einer der besten Kenner der Südsee gilt, berichtet hierüber a. a. "Wer auch die Baumeister dieser Riesenhäuser gewesen sein mögen, die Herrscher der Insel mußten über unbeschränkte Arbeitskräfte verfügen. Zehntausende von Arbeitern waren wohl nötig, um die ungeheuren Blöcke zu brechen, an Ort und Stelle zu scharfen und sie auf schiefen Ebenen aus Erde oder Holz an ihren Platz zu bringen. Die Ruinen bedecken angeblich eine Fläche von elf Quadratkilometern. Die meisten Steine sind mehrere Tonnen schwer; ich sah einige von dem halben Umfang der allergrößten aus der Feste Sakhuaman bei Cuzco in Peru. Diese aber werden immer dann angeführt, wenn man die den Trümmern zur Verfügung stehenden Arbeitermassen deutlich machen will.

Es erscheint gänzlich unglaublich, daß sich die Erbauer dieser Titanenstadt auf die beschriebenen Hilfsmittel des heutigen Ponape beschränkt haben sollten. Die Insel konnte bestenfalls einige tausend Köpfe ernähren, von denen höchstens ein Fünftel arbeitsfähige Männer waren. Von diesem Fünftel stand aber wiederum höchstens ein Fünftel für derartige Zugbauten zur Verfügung; die übrigen Männer mußten ja für die Nahrung sorgen. Demnach wären nur ein Hundert für den Bau der Riesenhäuser zur Verfügung. Die Erbauer der alten Stadt regierten also wohl über eine mindestens zehnmahl so große Bevölkerung. Sicherlich gehörten außer Ponape noch andere stark bevölkerte Inseln zu ihrem Machtgebiet. Wahrscheinlich errichteten seefahrende Krieger aus Polynesien ein großes Reich in dem heute größtenteils verunkulten Mikronesien. Von Japan ging zu jener Zeit erneut die Neigung zu steinernen Nischenanlagen aus, und sie gab der von den Polynesier bereits mitgebrachten Vorliebe für dergleichen Bauten eine neue Anregung. Die Millionenbevölkerung ihres Inselreiches lieferte ihnen die Mittel und Arbeitskräfte, die allein die Gründung dieses titanenhaften ozeanischen Benedigs erklären können. Die japanischen Lehren regten sie auch zu dem Bau der dauerhaften Wälle und Straßen an, wie sie ihnen bereits auf ihren Fahrten in der Japansee bekannt geworden waren. Die anderen Inseln verjagten allmählich oder schrumpten zu kleinen Korallenfleckchen zusammen, die gerade aus dem Meere heraus ragten. Von dem ganzen Reich blieb nur Ponape, und von diesem auch nur der kleine an die heutige Stadt angrenzende Bezirk. Die Folge war, daß die Tür-

ken ihren Reichtum und damit ihre Macht allmählich verloren und auch die Bevölkerung im Laufe der Zeit ausstarb. Anders kann man sich die Geschichte des untergegangenen Riesenteiches im Stillen Ozean kaum vorstellen."

Kopffäger am Amazonas

Von Annie Francé Horrat.

Ganz unberührt von aller europäischen Kultur sind in Wahrheit nur die Urmaldböcker Venezuelas und in den undurchdringlichen Tiefen der Amazonasniederungen geblieben. Ihr wildes und schreies Jägerdasein hat sich nichts geändert. Ihre Zivilisationsstufe ist heute noch die gleiche wie vor tausend und zweitausend Jahren. Sie kochen wenig, weben ihre rauhen, groben Stoffe, fertigen sich ihren Federknauf und ihre Halsbänder von braunen und bunten Samenkörnern selbst an. In Rindenbooten fahren sie die Ströme entlang, und ihre Sitten sind immer noch hegelmäßig aus Palmitrost aufgerichtet, ganz ein fache, kaum mit einer Lagerstätte versehen. In diesen Malocas, die nach Art von Gemein schaftshäusern oft von mehreren Familien bewohnt werden, brennt Tag und Nacht Feuer aus nassem und dampfendem Holz, das mit feinem beizenden Rauch zwar die Moskitos einigermassen im Zaum hält, aber weder gegen Jucken noch gegen den Soudil, nützt, der zu den argsten Qualgeistern Zentralamerikas gehört.

Diese nackten Wilden, in viele sich ständig bestehende Stämme zerfallend, sind keine Nomaden mehr. Der Urmaldböcker ist nun einmal kein Ort freier herumzweifeln. Es kostet Mühe genug, wenigstens jene kleinen Stüchchen reien Bodens zu gewinnen, auf denen etwas Baumwolle wächst, mo man Bananen, Kaffee (den Taro der Südsee, eine ungeheuer große blätterige Aroides) und Yams (eine der vielen Arten süßer „Kartoffel“) anbauen kann. Fische, Tapire, große Fische und Affen ergänzen diese minderwertige Pflanzenkost. Die seit vielen Generationen gewohnte grüne Urmaldbewohner hat die Augen aller dieser Menschen überaus lichtfüchtig gemacht, wie die von Höhlentieren. Dennoch leben sie in diesem ungemüß geistlichen Halbdunkel, das man am richtigsten mit der Hölle unter Wasser vergleichen könnte, gut genug, um schwere Holzpeere und ihre tödlich vergifteten Pfeile mit völliger Sicherheit handhaben zu können. Sie heften ihnen glänzende Papageienfedern an, dieselben, die sie sich aus ihr Haar flechten und als Gürtel um den Leib wunden. Rot (bekanntlich die Komplementärfarbe zu Grün) ist überhaupt ihre Lieblingsfarbe.

Einfachstes Leben bei beengtestem Weltbild: Essen, Schlafen, Kämpfen, die Liebe, der Tod, Jagd- und Fischzüge, Tage, oft wochenlang in den Wäldern, in den Argien endigend, in denen der tropisch glühende Fortpflanzungsdrang, die urmaldbahst sich vergehenden Kräfte der ganzen Dorfschaft sich erschöpfen. Der Mensch überhaupt bezauert ihre Sinne. Sein silbernes Wandelspiel hoch über den höchsten Baumwipfeln ist ihnen irgendwie heilig, weicht Sehnsucht und Schen in ihren abgründigen Seelen. So wie ja die wildesten von ihnen, die „Parintitins“ am Gu-Parana (einem Nebenfluß des Amazonas), für die bösen Nacht geistlichen Speisen auf die Äste naher Bäume legen, um ihren Unwillen zu besänftigen. Und dann die Ehrfurcht vor den Tieren der Wildnis, die man zwar tötet, mit deren geheimen Kräften jedoch etwas wie ein stummes Bündnis, eine Art Gesellschaf eingegangen wird. Denn es ist eine bei vielen Stämmen weit verbreitete Sitte, daß kein Mann ein Weib besitzen darf, ehe er nicht ein Raubtier bezwungen hat, das ihm, dem gewissermaßen bis dahin noch nicht zur Persönlichkeit Geringsten, von nun an den Namen für sein ganzes Leben schenkt. Urmaldböcker sind alles, Einheit einer großen Lebensgemeinschaft, Gleichklang im Leben, Gleichklang im Tode!

Derselbe Sinn spricht fast stets aus ihren Tätowierungen. Denn tätowiert werden in Wirklichkeit nicht nur die Flächen von Leib und Gesicht, sondern mit denselben Bildern der Tierwelt des Urmaldbes auch die Pfeile. Wahrscheinlich ist das außerdem Ausdruck der Stammeszugehörigkeit für das Lebende und

das Leblose bis hinunter zum Blasrohr und den geschnittenen Körben. Auch dies wiederholt sich bei den meisten Stämmen im Amazonasgebiet. In verschiedenen sie sonst in Haut, Wollhauben und Sondergewohnheiten sein mögen, ob sie wie die Guambija am Oberlauf viele Wochen lang auf fließenden Strömen bewohnen, ob sie wie die jüngst erst entdeckten Joganupis in den Dschungeln des Madeira (einem Zufluß des Rio Madeira) an den Ufern der von gigantischen Viktoria regias (hundertweit bedeckten Wasserlilien) ihre großen Gemeinschaftshäuser errichten.

Versteht und offen hat man einigen dieser Wilden den Vorwurf gemacht, daß sie Kannibalen seien, Bestien der Grausamkeit. Aber vielleicht überträgt und mißversteht man die Bedeutung der Kopffäger, die viele von ihnen betreiben und die wohl Allgemessene war, ehe die Regierung sie mit dem Tode bestraft. Kein Naturmensch besitzt vor dem Sterben das gleiche unumstößliche Grauen wie der Kulturmensch. Sie haben so oft mit den toten Körpern zu tun, essen ihre Fleischnahrung so häufig in faulendem Zustande, daß eine Leiche fast niemals einen sonderlichen Abscheu in ihnen erweckt. Ihre Begriffe von Ahnenvergierung sind so sehr an das Körperhafte geknüpft, daß auch alle Zaubervorstellungen, die sie mit Beweisen verbinden, stets mit dem Bild eines oder mehrerer Organe beginnen. So wie die Melanesier der Südsee in ihren Totenmasken nur das Antlitz lieber und hochverehrter Stammesangehöriger (für unsere Verwirrung grauenvoll verzerrt) erhalten wollen, so verknüpfen auch die zentralamerikanischen Indianer mit der Sitte der Kopffäger den Gedanken und die Ueberzeugung persönlicher Kraftzuwachs durch die Mumie in ihren Händen.

Natürlich ist der Anblick eines mit einem oder mehreren gebürtigen Schädeln behängten halbnackten Körpern für uns etwas über alle Maßen Schreckliches und Abscheuliches. Der schwarze lange Schalp der Toten schneidet zum Boden nach, das Gesicht ist grell bemalt, zu erkennen, an den Lippen mit langen Baumwollfäden zusammengeheftet, an denen das schauerliche Ding getragen wird. Durch raffiniertes Entfernen der ganzen Schädelkugel, das auf geheime Weise erfolgt, durch Imprägnierung und Schrumpfung infolge von Rauch und wohl auch Pflanzensaften ist aber das Antlitz nur faustgroß u. von ganz geringem Gewicht. Wie gesagt, man kann sich nach europäischen Begriffen nicht leicht etwas Empörenderes vorstellen. Für den Besitzer aber bedeutet ein solcher Mumienkopf die Sicherheit, daß die Kräfte des Erschlagenen auf ihn übergegangen sind und so lange bei ihm bleiben werden, als er das körperliche Unterband besitzt. Niemand würde ihn dieser Ueberzeugung berauben, niemand ihn von dem Glauben abbringen können, daß nun Kräfte und der Mut vieler oder dreier Männer sein eigen sind. Dieses braungebröckelte, scheußliche Gesicht ist für ihn die Lampe des Wadbin aus Tausend und einer Nacht. Er braucht es wie jener nur zu beruhigen, und die Geister sind ihm untertänig.

Zweifellost ist dies alles grausam, unmenschlich, furchtbar. Aber ist der tropische Urmaldböcker von dem alle diese Sitten stammen, anders? Bedeutet er nicht einen Kampf aller gegen alle, wird in ihm nicht sogar die sonstige Pflanze brutal und mörderisch? Wie sollte der Wilde, der tausendfältig bedroht, vom Tod anderer Geschöpfe lebende Mensch da besser sein? Wir wissen es doch: wer sich seiner Umwelt nicht so vollkommen wie möglich angleicht, der wird von dieser Umwelt endlich ausgemergelt. Das ist ja der Sinn jedes Lebensgesetzes.

Der Rimono des Mannen-Pis

Allen, die Brüssel besucht haben, vorzüglich den vielen Deutschen, die als Soldaten durch die belgische Hauptstadt kamen, ist das Mannen-Pis, der naivste aller Wasserpendler, an der Ecke der Stoor- und Engstrasse bekannt. „Le plus vieux bourgeois de Bruxelles“, den ältesten Bürger Brüssels, nennen es seine Mitbürger, und damit haben sie vollkommen Recht. Mannen-Pis nämlich schon im Jahre 1619 nach dem Modell Duquesnoys des Älteren gegossen worden und trotzdem keine tote Bronzefigur, sondern in den Augen der Brüsseler ein lebendes Wesen, das sogar seinen eigenen Kammerdiener besitzt. Eine alte Sitte verlangt nämlich, daß der niedliche Wasserpendler an hohen Feiertagen bekleidet wird. Als Ludwig 15. im Jahre 1747 in Brüssel einzog, lud Mannen-Pis einen großen Dreimalter mit einer tiefen weißen Kordate und er-

hielt zur Belohnung vom König das Ludwigskreuz umgehängt. Im Jahre 1789, als die Draconierrevolution für Verleumdung der Autokratie zum Verlust seiner niederländischen Besitzungen wurde, kleidete man den Kleinen in die Farben des Aufstiegs. Unter der französischen Herrschaft trug dann Mannen-Pis eine blau-weiß-rote Schärpe und später die Abzeichen des Kaiserhauses der Draconier. Die Trennung von Holland im Jahre 1830 brachte ihm eine blaue Bluse zum Zeichen, daß er ein guter Belgier war. Jetzt besitzt der Wasserpendler auch verschiedene Kleider, für jede Gelegenheit seinen vorgeschriebenen Anzug. Sein Kammerdiener, der die Garderobe zu halten hat, wird vom Magistrat ernannt und bezog vor dem Kriege ein Gehalt von zweihundert Franken. Mannen-Pis ist nämlich kein armes Kind, manches kleine Vermögen wurde ihm inzwischen vermacht. Demnach wird der Kleiderstank des Kleinen um ein weiteres Gewand bereichert werden, um einen echten japanischen Kimono. Ein belgischer Journalist besuchte nämlich vor wenigen Monaten das ferne Inselreich und auch die Redaktionen der japanischen Blätter „Majhi“. Die Rede kam bei dieser Gelegenheit auch auf Mannen-Pis, und der Besitzer der Zeitung versprach einen kunstvoll gezeichneten Kimono als Festkleid für den kleinen Mann nach Brüssel zu schicken. Das japanische Seidengewand ist nun in Belgien eingetroffen und wird jetzt im Rahmen einer kleinen Feier vom japanischen Gesandten dem Brüsseler Oberbürgermeister überreicht werden. Dann werden sich die Festteilnehmer zum Mannen-Pis begeben und ihm für einen Tag das japanische Kostüm anlegen. Vielleicht folgen auch andere Länder dem Beispiel des Majhi und schenken ebenfalls Nationaltrachten, bis der Kleine für jeden Tag des Jahres sein Kleid besitzt. Dann werden endlich auch die allzu Tugendhaften beruhigt sein, die sich seit einigen Jahren, nach dem Mannen-Pis drei Jahrhunderte lang keinen Grund zur Beaufsichtigung seiner paradiesischen Nacktheit gegeben hatte, über den Kleinen beschwerten und seine Entfernung oder seine ständige Bekleidung forderten.

Interessantes vom Tademarkt in Peking

Von Otto Schumann - Wien.

Keine Stadt der Welt verdient die Bezeichnung „Markt- und Messstadt“ so sehr, wie die Hauptstadt des Reiches der Mitte, Peking. Hier gibt es eine Unzahl von Märkten verschiedener Art. Einige werden täglich abgehalten, und häufig schon bei Tagesanbruch eröffnet, andere dagegen in bestimmten Zwischenräumen, etwa alle zehn Tage. Der „Tademarkt“, die „Diebesmesse“, der „Tademarkt“ sind nur einige Beispiele für die romantischen Bezeichnungen, die der Chinesen diesen Stätten des Handels beilegt. Um auch nur die interessantesten zu besuchen, würde man Wochen und Monate brauchen. Wer sich zum Beispiel den „Tademarkt“ einmal im Sommer ansehen will, muß schon früh auf den Beinen sein. Mit dem ersten Tagesgrauen erfolgt die Eröffnung. Der fortwährenden Jahreszeit entsprechend wird der Marktbeginn verschoben. Aber auch mitten im Winter fängt der Betrieb immerhin noch so frühzeitig an, daß um neun Uhr alles schon wieder eingepackt und fortgeschafft ist. Näher man sich dem Tademarkt, bemerkt man zunächst ganze Reihen kleinerer Buden, in denen die billigeren Waren zum Verkauf gestellt sind. Pfeifen aus grauem, grünem und weißem Jade, aus farbigen Steinen geschnitzte Tiere, Dosen, Ohringe, Perlen und Schmuckereien jeder Art sind hier zu haben. Der eigentliche Markt findet in einer großen Halle mit gepflastertem Boden statt, die mit etwa 200 Buden dicht besetzt ist. Diese Buden sind geradezu überladen mit den mannigfachen Kunstwerken in allen Farben aus Jade, Korallen, Elfen, Amethyst und Bernstein. Der Tademarkt in Peking ist mehr für Wiederverkäufer bestimmt als für das große Publikum. In den Auslagen der Buden werden, so vollgefüllt mit kostbaren Waren sie auch sein mögen, die wirklich seltenen Stücke nicht zur Schau gestellt. Die gerissenen Elfenbein ihre Leute. Trifft der Blick auf jemanden, mit dem man ein gutes Geschäft zu machen hofft, so genügt ein Wink, um ihn zum Näheretreten zu veranlassen. Ein Ohrgehänge aus steckenlosem grünen Jade oder eine Sammlung geschnitzter Perlen, wie nur die unermüdete Geduld und unübertreffliche Ge-

schicklichkeit des Chinesen sie anzufertigen vermögen, wird dem mutmaßlichen Käufer zu näherer Besichtigung angeboten. Manches Stück darunter mag schon in der kaiserlichen Schatzkammer geruht haben. Ist die Kostbarkeit vom Käufer genau geprüft, so sagt der Besitzer ohne eine Wiese zu verziehen, nur das eine Wort „hundert“. Es bildet die Grundlage für den jetzt folgenden Handel. Beide legen unter den weit überfallenden Wärmeln die Hände in einander. Niemand kann beobachten, was unter der schützenden Hülle geschieht. Ohne Worte zu verlieren, wird durch einen ganz bestimmten Druck der Finger Gebot und Forderung übermitteln, bis das Stück verkauft ist oder der Handel sich gerschlägt. So bedeutet der Druck zweier Finger in obigem Falle, daß der Besitzer zweihundert Dollars verlangt. Ein gewisser Gegendruck von der anderen Seite zeigt an, was die Gegenseite zu geben bereit ist. So geht es weiter, keiner der Umstehenden kann auch nur im Geringsten ahnen, was vor sich geht. Dies dem chinesischen Charakter so völlig entsprechende Verfahren hat den großen Vorteil, daß der Ersteher das eben gekaufte Stück schon an den Nachbarn für einen höheren Preis weiter verkaufen kann. Nach hundertjähriger Schätzung liegen übrigens in den etwa zweihundert Buden des Tademarktes zu Zeiten guten Geschäfts Waren im Werte von über zwei Millionen Mark ohne irgendwelchen Schutz aus. Man merkt auch nichts von einer besonderen Bewachung. Eine solche besteht allerdings in der Anwesenheit zahlreicher Geheißer dieser Budeninhaber, wodurch jeder Diebstahl fast zur Unmöglichkeit wird. Daß jedes Stück nur nach hartnäckigem Handeln und Feilschen dem Besitzer wechelt, ist bei der Natur der Chinesen eine Selbstverständlichkeit. Hat man sich erst an diesen Brauch des Offens gewöhnt und kann man die erforderliche Fähigkeit aufbringen, so lassen sich dort häufig recht wertvolle und schöne Stücke preiswert erwerben.

Höhlenmenschen in Südafrika

In Fishhook, einem kleinen Orte auf der Halbinsel südlich von Kapstadt, besitzt ein gewisser V. Peers mit seinem Sohne eine Art Terrarium, mit Schlangen, Eidechsen und ähnlichen Tieren. Auf der Jagd nach neuen Erwerbungen für ihre Tierammlung stießen sie oben in den Bergen der Halbinsel auf Wuschelchen. Ueberzeugt, daß diese auf natürliche Weise nicht dorthin gekommen sein könnten, unterzogen Vater und Sohn die Verlässlichkeit genauer und deckten den Eingang einer Höhle auf. Es ergab sich, daß sie Funde barg, die zu den wertvollsten auf der Erde der vorgeschichtlichen Forschung in Südafrika gehören. — Die Höhle liegt etwa 200 m über dem Meerespiegel und hat einen dreißig Meter breiten und zehn Meter hohen Eingang. Der Boden besteht aus schwarzem, torfartiger Erde, in der man Muscheln, abgestorbene Holz, Tierknochen und große Steine fand. Zahlreiche Aengeln deuten darauf hin, daß hier lange Zeit Höhlenmenschen gehaust haben müssen. Bei den Ausgrabungen wurden Skelette gefunden, die zweifellos von ungedröhten kleinen Menschen herrühren. Viele, zum Teil aufgeschaltene Knochenreste großer Tiere lassen darauf schließen, daß der Inhalt dieser Knochen mit Vorliebe verzehrt wurde. Die Höhle hat offenbar nicht nur als Wohnstätte, sondern zugleich als Begräbnisplatz gedient. Alle Körper sind in der gleichen Weise beigelegt, auf der Seite liegend, die Hände und Knie an das Kinn gepreßt. Die sonst üblichen Begräbnissteine fehlen jedoch in allen Fällen. Besonders Interesse erregten die Skelette mehrerer ganz kleiner Kinder. Sie waren in Tierhäute eingewickelt und trugen Schnüre von Rüsselchen aus Straußeneierschalen, auf gedrehte Tierfäden gezogen. Große Seemuscheln mit eingehöhlten Löchern dienten vermutlich als Spielzeug, das den Kleinen mit ins Grab gegeben wurde. Bemerkenswert ist auch das Skelett einer jungen Frau, die zahlreiche Schmuckstücke aus Muschel- und Holzperlen um Hals, Arme und Brust trug, dazu eine Art Lederbeutel mit Quarzstückchen. Unter der Stelle, wo der Kopf lag, fanden sich Klumpen von rotem und gelbem Ocker, ferner ein Steinhammer, ein Schabbeisen und ein geglätteter Stein, mit dem der zu Pulver geschlagene Ocker in die Haut eingerieben wurde. Es ist dies der einzige Fall, in dem man gelben Ocker fand. Die betreffende junge Dame hat sich damit offenbar so stark eingerieben, daß sich die Spuren davon durch die Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch erhalten haben, lange nachdem der Körper selbst in Staub und Asche zerfallen. Dies Skelett weist noch erhaltene durch starke Erd-, Stroh- und Holz-

eine andere Eigentümlichkeit auf: der Schädel ist verbogen, ein Bein erheblich kürzer als das andere. Ob die Betreffende eine besondere Stellung unter den Jägern eingenommen hat und sich dadurch auch der Gebrauch des gelben Ockers erklärt, konnte noch nicht festgestellt werden. — An Waffen und Geräten wurden die verschiedensten Steinwerkzeuge gefunden, ähnlich wie wir sie aus der Steinzeit auch kennen. Das genaue Alter der Funde ist noch nicht ermittelt, aus einem der aufgefundenen Schädel konnte man jedoch mit Bestimmtheit darauf schließen, daß es sich um Angehörige einer sehr tief stehenden Rasse handelt, die in einer sehr weit zurück liegenden Zeit gelebt haben.

Brutöfen im alten Ägypten

Kürzlich gelangten die ersten Zeichnungen ägyptischer Eier nach Wien. Das gibt Veranlassung, daran zu erinnern, daß in Ägypten die Züchter schon vor zwei Jahrtausenden in hoher Blüte stand. Sogar die künstliche Brut in Brutöfen war, wie der römische Historiker Diodor aus der Zeit Cäsars berichtet, vornehmlich in Mittel- und Oberägypten überall anzutreffen. Nach einer Beschreibung des Ebelings, die er vor fünfzig Jahren auf Grund eigener Eindrücke in einer damals viel gelesebenen Familienzeitung veröffentlicht, hatten diese Brutöfen noch daselbe Aussehen, wie es von Diodor beschrieben wurde. In einem langgestreckten niedrigen Gebäude befanden sich zu beiden Seiten eines etwas über ein Meter breiten Ganges in einer Reihe Meter hohe je auch ebenso hohe gemauerte Kammer, die drei bis vier Meter im Geviert maß. Ihr Boden war mit einer dünnen Schicht feingehackten Zuckerröhrens und Durrahstros, gemischt mit etwas feinem Sand, bedeckt. Darauf lagen Tausende von Eiern. In dem Raume unter den Kammern war die Heizung untergebracht, die darin bestand, daß man aus Efelmist und Häcksel geknetete und an der Sonne getrocknete Kuchen langsam verbrannten ließ. Für den Rauchabzug und die — lebiglich nach dem Gefühl vorgenommene — Regelung der Temperatur waren in den Decken der Brutkammern und im Dach des Ofens kleine runde Löcher vorgelegen, die den jeweiligen Erfordernissen entsprechend, mehr oder minder bedeckt wurden. Die Kuchen kamen nach dem Ausschleppen in den Mittalgang, in dem für den Verkehr der Menschen flache Steine lagen. Obwohl die ganze Einrichtung, verglichen mit den neuzeitlichen in Europa gebräuchlichen Brutöfen, natürlich sehr primitiv anmutete, waren die Erfolge doch sehr gut, denn trotz des Massenbetriebes traten nur drei bis vier Prozent Verluste ein. In Deutschland galt übrigens noch vor fünfzig Jahren künstliches Brüten für aussichtslos, weil man die Aufzucht der Küken wegen der ungünstigen Witterungsverhältnisse für unmöglich hielt. Präzis und Wissenschaftler erwießen das Irrige dieser Ansicht. Heutzutage läßt sich ohne Brutöfen überhaupt keine gewinnbringende Großzüchterei mehr betreiben.

Der Schnee für den Schogun

Bevor Japan sich von seinen überlieferten Gebräuchen abgewandt und europäische Gewohnheiten angenommen hatte, konnte man alljährlich an einem heißen Sommertage eine seltsame Prozession durch die Straßen der Hauptstadt ziehen sehen. Bei ihrem Anblick warf sich die Volksmenge ehrfürchtig vor den Staub, um einem kleinen Holzkasten, der in mitten des Zuges getragen wurde, ihre Ehrerbietung zu erweisen. Das Heiligtum enthielt eine eigenartige Gabe für den Schogun, den ersten Feudalherrn des Landes. Der Kasten war mit — Schnee gefüllt. Der mächtigste und reichste der Vasallen unter der Tokugawa-Dynastie, Maeda, Herr zu Kaga, besaß einst einen prächtigen Landitz zu Honda, dort wo heute die Kaiserliche Universität steht. Einer alten Ueberlieferung zufolge hatte er allomermlich am heißesten Tage des Monats Juli dem Schogun eine bestimmte Menge Schnee zu liefern. Um dieser Verpflichtung nachkommen zu können, ließ der Vasall jeden Winter auf seinem Besitz zu Honda ein tiefes Loch graben. Sobald nun starker Schneefall einsetzte, wurde der „beste und reinste“ Schnee in einem Kist, einem Kasten aus Paulonia-Holz, aufbewahrt. Der Kist kam in die Mitte des mit Schnee gefüllten Loches, darüber erhob sich ein großer Schneeturm, und das Ganze erhielt durch starke Erd-, Stroh- und Holz-